

Samstagsinterview

«Die Religion wird von Attentätern oft nur vorgeschoben»

Amir Dziri Der islamistische Instant-Terrorismus habe weniger mit dem Glauben als mit der Biografie der Attentäter zu tun, sagt der Islamwissenschaftler. Die aktuell grösste Gefahr gehe von Nachahmungstätern aus.

Bernhard Ott

Mit den Attentaten von Morges und Lugano ist nun auch die Schweiz Schauplatz islamistischer Gewalttaten. Kommt das überraschend?

Nein. Seit der Entstehung des Islamischen Staates gehen die Behörden von einer hohen Gefährdungslage aus. Die beiden Fälle zeigen, dass selbst nach dem Niedergang des IS eine grosse Anziehungskraft für einzelne Täter besteht. Die Attentate in Paris und Wien wirken wie Katalysatoren, die Nachahmungstätern animieren.

Das Tessin stand bisher nicht im Fokus. Ist der Südkanton ein Hotspot der Islamisten-Szene?

Vor drei Jahren wurde im Tessin ein Mann wegen Anwerbversuchen für radikal-islamistische Organisationen verurteilt. Von ihm ist bekannt, dass er Teil eines Netzwerkes war, das zwischen dem Tessin und Norditalien operierte. Inwiefern die mutmassliche Täterin des Angriffs in Lugano mit ihm in Verbindung stand, ist noch zu ermitteln.

Was soll die Schweiz gegen die Gefahr unternehmen?

Die aktuell grösste Gefahr geht von Nachahmungstätern aus. Es ist wichtig, die Nachahmungswelle so rasch wie möglich zu brechen. Die Sicherheitskräfte haben bereits auf höchste Wachsamkeit geschaltet und ihre Präsenz erhöht. Auf gesetzlicher Ebene wird zunehmend über eine zumindest zeitweilige Internierung von Gefährdungen diskutiert. Familien, die bei Angehörigen Radikalisierungstendenzen feststellen, sollten umgehend Behörden und Hilfsstellen kontaktieren.

Islamistische Anschläge hätten nichts mit dem Islam zu tun, lautet eine Ihrer Thesen. Wie meinen Sie das?

Meine Aussage ist etwas zugespitzt. Bezieht sich ein Attentäter auf den Islam, muss man natürlich darauf eingehen. Man weiss aber, dass viele islamistische Attentäter keine religiöse Erziehung haben und die religiöse Begründung oft nur vorgeschoben wird. Die jungen Menschen greifen in bestimmten biografischen Situationen zu Gewalt. Sie wollen etwa aus einer kleinkriminellen Karriere ausbrechen und ihr Leben in den Dienst einer idealisierten Sache stellen.

Der Islam-Erklärer

Amir Dziri ist Direktor des Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft (SZIG) und Professor für Islamische Studien an der Universität Freiburg. Dziri ist 1984 in Tunis geboren und hat seine Karriere in Asien- und Islamwissenschaften an den Universitäten Bonn, Erfurt und Münster absolviert. (bob)

Dann ist es Zufall, wenn sich ein Attentäter auf den Islam bezieht? Er könnte sich auch auf den Rechtsextremismus beziehen?

Der radikale Islamismus ähnelt in der Tat stark rechtsextremen Ideologien. Beide lehnen Individualismus ab und propagieren eine Identifikation durch Gemeinschaft. Sie leiten aus der Zugehörigkeit zu einer Religion

«Der Islam sieht sich als Ganzes in einer Opferrolle gegenüber dem Westen.»

oder einer Ethnie eine gesellschaftliche Ordnung ab. Und sie sind bereit, diese mit revolutionären Mitteln durchzusetzen.

Sie rücken den Islamismus in die Nähe des Rechtsextremismus, weil Sie den Islam-Diskurs «befreien» wollen.

Wieso muss man den Islam-Diskurs befreien?

Die Islamismus-Debatte in Europa ist im Links-rechts-Schema festgefahren. Die Rechtskonservativen stellen den Islam und die Muslime unter den Generalverdacht einer Nähe zum Terror. Die Linke versucht, Islamismus aus Diskriminierung und sozialer Marginalisierung zu erklären. Beides politisiert die Religiosität der muslimischen Bevölkerung. Aber es fehlt eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Musliminnen und Muslimen in Europa.

Laut Saïda Keller-Messahli ist der radikale Islamismus ein Kind des politischen Islam. Sie fordert ein Verbot der Muslimbruderschaft, weil sie eine «Terrororganisation» sei. Wie sehen Sie das?

Politischer Islam ist ein schwammiger Begriff. Man könnte sagen, der politische Islam versuche, eine gesellschaftliche Ordnung auf religiöser Grundlage aufzubauen. Ein Beispiel dafür ist die Muslimbruderschaft. Es ist jedoch Vorsicht geboten gegenüber einer inflationären Forderung nach terroristischer Einstufung, sonst verliert der Tatbestand seine abschreckende Funktion. Die Instant-Radikalisierung junger Menschen, wie wir sie bei den Anschlägen in Frankreich, Österreich und nun auch in der Schweiz erleben, hat damit meist nichts zu tun.

Auch der österreichische Bundeskanzler Sebastian Kurz sieht den politischen Islam als Nährboden für Radikalisierung. Die Übergänge zwischen politischem Islam und radikalem Islamismus sind fließend. Es handelt sich aber um zwei unterschiedliche Dinge. Ein Teil des



«Frankreich hat seine koloniale Vergangenheit kaum aufgearbeitet», sagt Amir Dziri. Foto: Adrian Moser

politischen Islam strebt eine religiös fundierte Gesellschaftsordnung an, manche die Neugründung eines Kalifats. Andere orientieren sich an Modellen einer parlamentarischen Monarchie oder eines demokratisch legitimierten Präsidialsystems. In Tunesien, Ägypten und der Türkei werden diese Fragen heiss diskutiert. Die meisten

Muslimen in Europa haben aber keinen Bezug dazu. Sie sind hier politisch sozialisiert worden.

Es soll aber transnationale Netzwerke geben, die radikale Moscheen und Vereine in Europa unterstützen.

Man muss zwischen ideellen Netzwerken und historisch gewachsenen internationalen Ab-

machungen unterscheiden. In den Achtzigerjahren wurden Imame vom türkischen Religionsministerium in verschiedene europäische Länder entsandt. Das wurde erst mit den aggressiven und autoritären Auftritten des türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan zum Problem. Heute versuchen die Türkei, Saudiarabien, die Vereinigten

Arabischen Emirate, Katar, Ägypten und der Iran als Schutzmacht des Islams aufzutreten, bisweilen in grosser Rivalität untereinander. Sie wollen ihren Einfluss auf die muslimischen Gemeinschaften in Europa geltend machen und greifen islamophobe Debatten auf. Auf Systemverlierer hat das schon eine Wirkung. Gemäss einer Studie aus dem

Leitartikel

Fröhliche Atempause!

Weihnachten werden dieses Jahr speziell. Vielleicht aber werden sie gerade deshalb speziell schön.

Philippe Zweifel

Wäre es nicht das Jahr 2020, begänne in diesen Tagen die Operation Weihnachten. Die Shoppingzentren füllten sich, Unmengen von Chinoise-Fleisch würden bestellt, Verwandtenbesuche organisiert. Bei sich oder den Eltern feiern? Beides? Und am Stephanstag zur Schwiegerschwester? Junge Singles würden das Partyangebot studieren oder sich Tickets für einen Städtetrip über Silvester besorgen.

Würde, hätte, wäre. Nur auf das Gedudel von «Last Christmas», dessen Songtitel dieses Jahr besonders fies daherkommt, ist heuer Verlass.

Zumindest aus wissenschaftlicher Sicht werden es spannende Festtage. Dem Coronavirus ist es egal, dass vor 2020 Jahren das Christkind geboren wurde. Es mag Familienfeste und Kuscheligkeit so gern wie wir, macht aber keine Weihnachtsferien, was die Festtage zum potenziellen Superspreader-Event macht.

Gut möglich, dass im Januar die Infektionszahlen wieder ansteigen. Die Frage ist, wie stark. Das haben wir selber in der Hand – Gesundheit oder Geselligkeit?

Im Unterschied zu Ländern wie etwa England, wo über Weihnachten Mitglieder von drei Haushalten zusammen feiern dürfen, hat die Schweiz die Corona-Massnahmen für die Festtage noch nicht gelockert. Veranstaltungen im Familien- und Freundeskreis zu Hause bleiben in den meisten Kantonen wohl auf zehn

Wann, wenn nicht jetzt, kommt man dazu, über die Bedeutung von Weihnachten nachzudenken?

Personen beschränkt, inklusive Kinder.

Das ist in einem Land, das gerade noch zu den weltweiten Corona-Hotspots gehört hat, sicher richtig. Auch die WHO warnt hinsichtlich Weihnachten: Wenn ein Land nicht die nötige Infrastruktur hat, um Fälle zu verfolgen und Kontakte zu isolieren, werden Lockerungen zu stärkeren Ansteckungen führen.

Nun sind Weihnachten gerade für Kinder und ältere Menschen, die ihre Angehörigen oft nur bei familiären Anlässen sehen, ein Highlight. Ausgerechnet diese beiden Gruppen hat das Virus zu unfreiwilligen Gegnern gemacht. Hier die Verletzlichen, da die potenziellen, symptomlosen Virusträger.

Neben der 10er-Regel empfehlen Gesundheitsexperten, die Grosseltern nicht zu sehen. Der deutsche Star-Virologe

Christian Drosten brachte deshalb den Vorschlag ins Spiel, sich als Vorbereitung auf eine Zusammenkunft mit den Grosseltern in Selbstquarantäne zu begeben.

Fragt sich, ob die Menschen diese Anweisungen und Empfehlungen befolgen. Es ist nachvollziehbar, dass nach einem solchen auszehrenden Jahr das Bedürfnis nach Nähe und Wärme besonders gross ist. Und Sanktionen drohen kaum, die Polizei kann schlecht Razzien in Wohnzimmern durchführen.

Es gilt also wieder die Eigenverantwortung – die sich in der Pandemie bekanntlich nicht gross bewährt hat. Weihnachten sind abgesagt, titelte die «Zeit» deshalb – und empfahl, das Fest im Frühling nachzuholen. Kann man machen, wird aber niemand machen.

Pragmatischer ist es, die Regeln zu befolgen und sich auf das Positive zu konzentrieren. Zwar ist der Satz, wonach eine Krise auch eine Chance sein könne, im Pandemiejahr besonders abgehängt. Doch für die Corona-Weihnachten trifft er zu. Wann, wenn nicht jetzt, kommt man dazu, über die Bedeutung von Weihnachten nachzudenken?

Das Gedränge in der Einkaufsmeile und die Nervenzusammenbrüche in der Küche fallen in diesem Jahr weg. Dass weniger Stress automatisch zu mehr Besinnlichkeit führt, ist ein schöner Gedanke – ob er wahr ist, wird sich nun zeigen. Das selbe gilt für die Rituale. Natürlich ist es schade, dass die

Enkelkinder nicht auf dem Schoss der Grosseltern singen können und dass der Christbaum nicht zusammen geschmückt wird.

Doch es gibt ja auch Weihnachtsklassiker, auf die man gern verzichtet. Das Lamento des angetrunkenen Onkels. Oder die unterschiedlichen Erwartungen von Familienmitgliedern, die auf engem Raum zusammentreffen und sich in Enttäuschung ihren Weg bahnen.

Wie viele Familien nehmen sich vor, Weihnachten mal anders zu feiern und tun es dann doch nicht? Traditionen sind schön, aber manchmal gehören sie entstaubt. So gesehen sind die Corona-Weihnachten auch ein Check-up. Natürlich, wir alle wollen, dass die Festtage trotz Covid besinnlich sind; aber das sind sie gerade wegen Covid.

Hören Sie also auf, sich Gedanken darüber zu machen, wie man den Weihnachtsabend dieses Jahr zu etwas Besonderem machen kann: Das ist er bereits.

Das mag nach Zweckoptimismus klingen, soll aber vielmehr ein Aufruf zum Rosinenpicken sein. Tun Sie heuer nur, was Sie an Weihnachten schon immer tun wollten, aber sich nie getraut haben. Hamburger auftischen, in Alltagskleidern oder im Pyjama feiern. Apéros im kleinen Rahmen im Garten. Waldweihnacht, Balkonweihnacht. Statt «O Tannenbaum» singt man «O Covidbaum». Okay, so weit muss es nicht gehen. Aber Weihnachten 2020 als Atempause: gekauft.

Jahr 2016 bejahen 54 Prozent der türkisch-deutschen Jugendlichen die Aussage, sie würden in Deutschland nie als Teil der Gesellschaft akzeptiert werden.

Im März stimmen wir über die Burka-Initiative ab. Rechnen Sie mit einer erneuten Verhärtung?

Ja. Der Islam sollte nicht politisiert werden und zum Spielball innenpolitischer Interessen werden. In der Schweiz lehnen 99 Prozent der Muslime die Burka ab. Es geht um Symbolpolitik auf Kosten einer Minderheit.

In Frankreich will Präsident Emmanuel Macron religiöse Schulen an die Kantare nehmen und Dispense für den Badeunterricht erschweren.

Frankreich zeigt in dieser Hinsicht, wohin eine Debatte nicht führen sollte. Es herrscht ein Klima des gegenseitigen Misstrauens. Der Säkularismus ist nicht bloss eine Regierungsform, sondern als Laizismus mit strikter Trennung von Religion und Staat eine Staatsräson. Dabei ist die Frage ungeklärt, wo die Religion ihren Platz hat in der Gesellschaft. Das empfinden auch christliche Gemeinden als schwierig. Ein Pfarrer in Paris hat mir erzählt, dass er zur Durchführung einer Osterprozession auf kirchlichem Grundstück eine Bewilligung der Stadt beantragen musste. Der Laizismus in Frankreich drifft bisweilen in Religionsfeindlichkeit ab. Ein weiterer schwieriger Aspekt ist die koloniale Vergangenheit.

«Den Streit um das Schwimmen oder die Burka kann man nicht polizeilich lösen.»

Inwiefern?

Frankreich hat seine koloniale Vergangenheit kaum aufgearbeitet. Bei Konflikten mit muslimischen Gemeinschaften geht es oft weniger um das Verhältnis von Staat und Religion als um die Verarbeitung eines Verhältnisses von Kolonisatoren und Kolonisierten. Viele Franzosen sehen die Unruhen und die Attentate als Folge der Kolonialpolitik, mit der es zu leben gilt. Gewisse Muslime wiederum instrumentalisieren den Islam, um Rache für die Kolonialpolitik auszuüben.

Und was ist vom Streit um religiöse Schulen und Badeunterricht zu halten?

Die islamischen Schulen sind ein Ausdruck der gesellschaftlichen Verhärtung. Indem der Staat das Problem eindämmen will, reagiert er hilflos und spitzt den Konflikt noch zu. Den Streit um den Badeunterricht kann man

nicht polizeilich lösen. Dasselbe gilt für die Burka-Debatte. Es war eine skurrile Szene, als Polizisten vor wenigen Jahren eine Frau am Strand von Nizza wegen eines kommunalen Burkini-Verbotes zwingen wollten, sich auszuziehen, weil sie ihre Kleidung für einen Burkini hielten. Hier geeignete Formen der Auseinandersetzung zu finden, hat schon fast therapeutischen Charakter.

Was halten Sie von der «charte de laïcité», die muslimische Vereine in Frankreich unterschreiben sollen?

Was verändert eine Unterschrift, wenn die Leute den Sinn der Charta nicht einsehen? Wenn sie überzeugt sind, dass der Staat für sie keine Perspektive bietet, nützen auch Unterschriften nichts.

Eigentlich sollte es doch klar sein, dass man sich zur Demokratie bekennt.

Es geht eben nicht nur um ein Bekenntnis zur Demokratie. Es geht um die soziale Integration, die nicht klappt. Frankreich ist in vielen Regionen stark in Klassen eingeteilt. Wer in einer Banlieue geboren ist, stellt spätestens mit 16 fest, dass er keine Perspektive auf gesellschaftliche Teilhabe hat.

Der Opferdiskurs trifft auf die Banlieue zu. Aber man kriegt den Eindruck, dass der Islam als Ganzes sich in einer Opferrolle gegenüber dem Westen sieht.

Das hat Gründe. Imperialismus und Kolonialismus waren ein Trauma für das zivilisatorische Selbstverständnis der islamischen Welt. Davon haben sich die muslimischen Gesellschaften bis heute nicht erholt. Nach der Unabhängigkeit haben muslimische Staaten auf verschiedene Art ihren Platz in der Welt gesucht – über einen arabischen Nationalismus, über Sozialismus und Kommunismus und nun über Islamismus und Fundamentalismus. Die islamische Welt ist ein offenes Labor.

Sie plädieren für einen europäischen Islam.

Wie könnte der funktionieren? Für die Muslime in Europa wäre es wichtig, mehr über die historischen Realitäten in Europa zu erfahren. Viele Muslime verstehen zum Beispiel nicht, warum Religion so stark problematisiert wird in Europa.

Das ist jetzt aber auch eine historische Erfahrung.

Vielen Muslimen ist sie aber unbekannt. Wenn sie diese Geschichte kennen würden, hätten sie ein besseres Verständnis von der Reserviertheit vieler Europäer in religiösen Dingen. In der Schweiz wird Religion mit Privatheit und Selbstbeschränkung assoziiert. Deshalb ist der Buddhismus sehr beliebt, weil er als eine individuelle Form von Religiosität und Spiritualität aufgefasst wird. Viele Muslime definieren sich aber stark über Gemeinschaft.

Orlando

